Ereignisse

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Behutsame Eingriffe

«Wer ein altes Haus auskernt, macht es genauso kaputt, wie wenn er es abbricht.» Diese provozierende These ist eine der Erfahrungen, die der Genfer Architekturprofessor Pierre Merminod bei der Renovation des «Quartier des Grottes» in der Rhonestadt gemacht hat.

Bauen, wo schon gebaut ist: eine heikle, vielschichtige Aufgabe, brandaktuell jedoch, denn die grünen Wiesen werden immer weniger, die Eingriffe in bereits bestehende Strukturen nicht nur häufiger, sondern auch delikater. Wie die von einer zunehmend sensibilisierten Öffentlichkeit scharf beobachteten Planer und Architekten damit umgehen, war denn auch das Thema eines Fachgesprächs, das Mitte März im Künstlerhaus Boswil stattgefunden hat.

Gefragt waren konkrete Beispiele auf einer möglichst breiten Palette. Auf der einen Seite der grossflächige und grobschlächtige Kahlschlag, wie er auf dem Metalli-Areal in Zug stattgefunden hat. Der Sprung von der «unrentablen» Fabrik zum umsatzträchtigen Einkaufszentrum bedingte nicht nur den Abbruch einer feingliedrigen Backsteinfassade zugunsten klotziger Demonstrationsarchitektur, sondern auch die Zerstörung der räumlichen Proportionen: So springt der Mehrwert ins Auge. Mitten in der gewachsenen Stadt zuschlagen wie auf der grünen Wiese – die künstliche Stadt versuchen die Planer dann hinterher mit Glashallen und Glaspassagen zu inszenieren: ein Stück Mailand in Zug. Oder, wie ein Kritiker formulierte: Provinzieller Grössenwahn?

Rehabilitieren

Auf der andern Seite der Versuch, mit einem alten, im einzelnen keineswegs herausragenden Stadtquartier behutsam umzugehen: Nicht von «renovieren», sondern von «rehabilitieren» wollte Professor Pierre Merminod aus Genf im Fall des «Quartier des Grottes» sprechen. Das Quartier war schon ehedem von Spekulanten auf billig gebaut worden. Eine lange Kette (glücklicher) städtebaulicher Umstände und politischer Zufälle hat es jedoch bis in die letzten Jahre vor Eingriffen bewahrt. Eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des Erneuerungs- bzw. Rehabilitierungsprogrammes: Im Lauf der Jahrzehnte waren 80 Prozent der Liegenschaften in städtischen Besitz gelangt. Und eine weitere Randbedingung, die eine herkömmliche Sanierung ausschloss: Die Wohnungsnot hat Genf eine organisierte und hochpolitisierte Mieterbewegung beschert. So kam es, dass als Mittler zwischen Politik/Grundbesitz und Bewohnern die Ecole d'Architecture der Universität Genf eingeschaltet wurde. Merminod und seine Studenten erarbeiteten nicht nur die theoretischen Grundlagen, sondern waren auch aktiv an der Durchführung beteiligt. Sie entwickelten dabei eine neue «Philosophie der Rehabilitierung»: Ihre sehr detaillierte Bestandesaufnahme beschränkt sich nicht auf den Zustand der Bausubstanz, sondern beachtet in Zusammenarbeit mit den Bewohnern die Funktionen des Bestehenden. Daraus ergab sich, dass die Fachleute sehr oft auch zu den Sachwaltern der Bewohner gegenüber der Politik wurden, dass sie etwa davon ausgingen, dass soviel wie möglich in den bewohnten Häusern gemacht werden konnte. «Die einfachen alten Häuser zeichnen sich nicht durch Brillanz sondern durch die Feinheiten ihrer Bescheidenheit aus», formulierte Merminod als Maxime im Umgang mit dem Unscheinbaren.

Aus Basel wurde am Beispiel der Überbauungen Hammer 1 und 2 (Architekten Diener und Diener) gezeigt, wie Neues mit Bestehendem verwoben und wie die Bewohner in diesen Prozess einbezogen werden können.

BILDER: CETAH





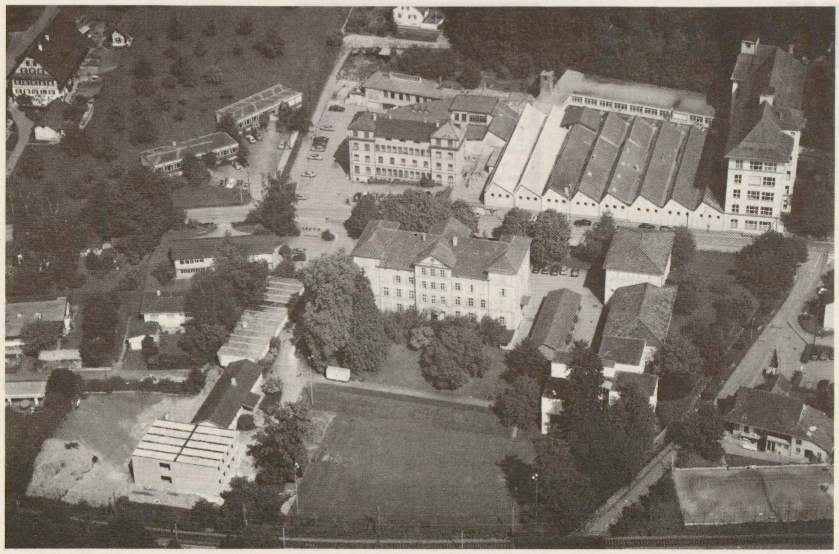
Das «Quartier des Grottes» wurde mit den Bewohnern zusammen sanft «rehabilitiert»: Die einfachen alten Häuser zeichnen sich nicht durch Brillanz, sondern durch Feinheiten ihrer Bescheidenheit aus.

Die Gefahr der Pläne

Zwischen dem Kahlschlag und dem Feinhandwerk Beispiele aus der Wakker-Preis-Stadt Winterthur, einer Stadt, die weder so reich wie Zug noch so polarisiert ist wie Genf: etwa das Zentrum Obertor, wo frühes Sponsoring («Winterthur»-Versicherungen) neues Leben hinter alten Fassaden möglich machte.

Schliesslich wurden jene grossen Brocken skizziert, die mit all ihren Konsequenzen erst noch auf uns zukommen: Technopark Zürich oder Umnutzung des Sulzer-Areals in Winterthur. Auch wenn es erst Pläne sind, gilt doch, was Planer Martin Steiger überspitzt so sagte: Jeder Plan birgt die Gefahr, dass er auch realisiert wird. PS

FOTO: FLYING CAMERA, ZUG



Schildbürgerstreich, Forts.

Die Zuger Kantonsregierung wurstelt planlos weiter. Nachdem ihr der Abriss der alten Kantonsschule «Athene» verwehrt wurde, will sie nun einfach auf einem andern Grundstück bauen. Dort steht jedoch ebenfalls ein ganz spezieller Bau: Das Theilerhaus, aus dem die Zuger Traditionsfirma Landis & Gyr entstanden ist.

Das Athene-Areal soll für «andere Schulraumprobleme des Kantons Zug» zur Verfügung gestellt werden, liess Baudirektor Paul Twerenbold nach der Abstimmung, die sich gegen Abbruch und Behörden ausgesprochen hatte, verlauten. Damit sei das Anliegen der Initianten «sinngemäss und umfassend berücksichtigt». Für die kaufmännische Berufsschule hatte der Regierungsrat dagegen im Null Komma nichts das Osterei des Kolumbus parat: 11 000 Quadratmeter Land der Landis & Gyr, nur durch eine Strasse von der Athene getrennt, aber noch voll bebaut: das Theiler-Haus, aus dem die Traditionsfirma entstanden ist, Shedhallen und ein intakter, erst kürzlich renovierter Fünfstöcker mit Büro- und Laborräumen. Das ganze Paket für 16 Millionen Franken. Frei wird es allerdings erst 1993 – wo es doch mit der KV-Schule vorher so ungemein pressiert hatte.

Das L & G-Areal sei schon immer das «Traumareal» gewesen, hiess es von Regierungsseite. Nur war es bisher nicht zu haben, im Gegenteil: Erst im Februar 1989 hatte Landis & Gyr zusammen mit der Stadt und Privaten einen Wettbewerb für dieses und angrenzende Grundstücke ausgeschrieben! Jetzt wurde dieser allerdings wieder sistiert.

Wie präzis die Pläne der kantonalen Bauherren sind, ist nicht auszumachen. Sie schliessen immerhin nicht aus, dass das Theiler-Haus stehenbleiben könnte. Vom Bürohaus ist bisher nicht die Rede gewesen. Leute, die dort arbeiten, bezeichnen es als angenehmen und hellen Arbeitsplatz.

Offen ist auch, ob nun areal- und schulweise weitergewurstelt werden oder endlich doch noch geplant wird. Damit meinen Zuger Architekten etwa einen Ideenwettbewerb über das ganze Gebiet, und zwar ohne Abbruch- oder Erhaltungsvorgaben.

Die Frage nach einem völlig anderen KV-Standort zu stellen, ist wohl etwas vermessen – obwohl es ihn theoretisch gäbe: ein Areal in unmittelbarer Bahnhofnähe, sehr verkehrsgünstig und im Eigentum von – Landis & Gyr. PS

Die alte Kantonsschule «Athene» (vorn) und das Landis & Gyr-Areal als gemeinsames Planungsgebiet?

Zuerst ein Wettbewerb?

Lausannes Behörden haben mit ihren städtebaulichen Projekten kein Glück: Die Sanierung des Rôtillon-Quartiers ist in einer Urnenabstimmung abgelehnt worden. Vorgesehen waren dort etwa je zur Hälfte Büros und subventionierte Wohnungen, als besonderer Stein des Anstosses zusätzlich noch 540 Parkplätze. Die Gegner – Grüne und Kommunisten – bemängelten auch, dass nur ein einziges Projekt vorliege. Sie verlangen für die Sanierung einen Architekturwettbewerb. Dass auch das nicht unbedingt zum Erfolg führt, zeigt das Beispiel des (allerdings sehr zentral gelegenen) Flon-Quartiers (HP Nr. 4/89).

Prometheus in Basel

Was will uns der Ausstellungsmacher denn sagen? – das ist die Frage an die Ausstellung «Der verzeichnete Prometheus» im Gewerbemuseum/Museum für Gestaltung in Basel – eine Arbeit, die zusammen mit Prof. Hermann Sturm aus Essen und dem Folkwang-Museum Essen realisiert worden ist.

Es gibt auf diese Frage keine einfache Antwort. Dafür wird im Namen von «Zeichen verändern die Wirklichkeit» vieles angetönt und hektisch von Thema zu Thema gesprungen – so wie wir uns das Fernsehkanalspringen dank Infrarotgerät vorstellen. In acht Bildern wird versucht, die Verzeichnung der Wirklichkeit durch Technik zu zeigen. Von Medien ist viel die Rede, von Technikfaszination, von Gestalt und Gebrauch der Computersimulation und vom «Rauschen», das bleibt, wenn Überinformation die Sinne betäubt. Ein grosser Haufen Bildmaterial ist zusammengetragen und dann in kritischem Bemühen in zwei Räumen aufbereitet worden. Als Besucher bin ich allein geblieben in all dem Rauschen, gebadet in Überforderung einerseits und Trivialität anderseits. Wer glaubt sie nicht zu kennen, die Konstruktion der guten Welt nach Rezept der Konstruktivisten? Vor allem wenn sie im Schnellzug präsentiert wird. Den thematischen Zusammenhang begreifen, den roten Faden sehen und ihn am gesammelten Material prüfen, das fällt in dieser Ausstellung nicht leicht.

Retten wir uns also zum im Museum aufgelegten Beiblatt, das den Sinn der Ausstellung so erklärt: «Zeichen verändern die Wirklichkeit» – wie sich dies in Kunst, Design und Technik, historisch und aktuell, ausgewirkt hat und auswirkt, ist Thema der Ausstellung.

Prometheus gilt als mythologischer Urahn des Erfindens, Entwerfens und Gestaltens. «Verzeichneter Prometheus» bedeutet nichts anderes, als dass der gestalterische Originalitätsbegriff immer fragwürdiger zu werden scheint, dafür aber die Zeichenhaftigkeit der Gegenstände in den Vordergrund rückt.

Wenn Formen aus einem Bereich in einen anderen übertragen werden, ohne Rücksicht darauf, dass ein Korbgeflecht auf Bakelit gepresst anders wirkt als im ursprünglichen Material, dann zeichnet sich hier schon eine Verselbständigung des Formalen ab.»

Man ist heute bereits dankbar, wenn eine Ausstellung in all dem Unterhaltungsrambazamba etwas Verwirrung stiftet. Und dank dem Anecken bleibt ja das eine oder andere hängen. So wird das Thema «Imitation», für das wir ja eine grosse Darlegung im Museum für Gestaltung in Zürich in diesem Herbst erwarten, als Präludium gespielt. Auch Basel wird sich dieses Themas annehmen. Das Märchen von der Autonomie des Gestalters wird vor allem im ersten Teil der Ausstellung kritisch erläutert. Von Piranesis Vasen-Musterbuch zur CAD-Vasenkonstruktion – eine reizvolle Kritik am Kreatorenmythos, der ja etliche Gestalter antreibt. Dann allerdings geht's hoppedihopp von Thema zu Thema.

Im Begleitzettel ist vom «eher zuviel als zuwenig an prometheischem Feuer in der Welt» die Rede. Und im Ausstellungssaal ist ein Schlüsselbeleg dafür der Computer als Bilderprozessor und -verwalter. Mich hat erstaunt, dass in der Hochburg der Biotechnologie, im Chemie-Basel, diese – Hand aufs Herz – nicht grad brandaktuelle Einsicht solche Bedeutung hat, während ein paar hundert Meter vom Museum entfernt die Forscher im Biozentrum und in Chemielaboratorien mit dem Feuer spielen, das Gentechnologie heisst. GA

Die Ausstellung ist noch zu besichtigen bis zum 19. Mai. Es gibt einen Katalog für 28 Franken.

Nachwuchs: gefördert und lobend erwähnt

Die Schule für Gestaltung in Zürich vergibt jedes Jahr einen Förderungspreis.

Der Preis geht an einen Absolventen, der in seiner Abschlussarbeit durch «schöpferische Intensität… innovative… Aspekte, Wahrnehmung der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft… und hohen Öffentlichkeitswert» auffällt.

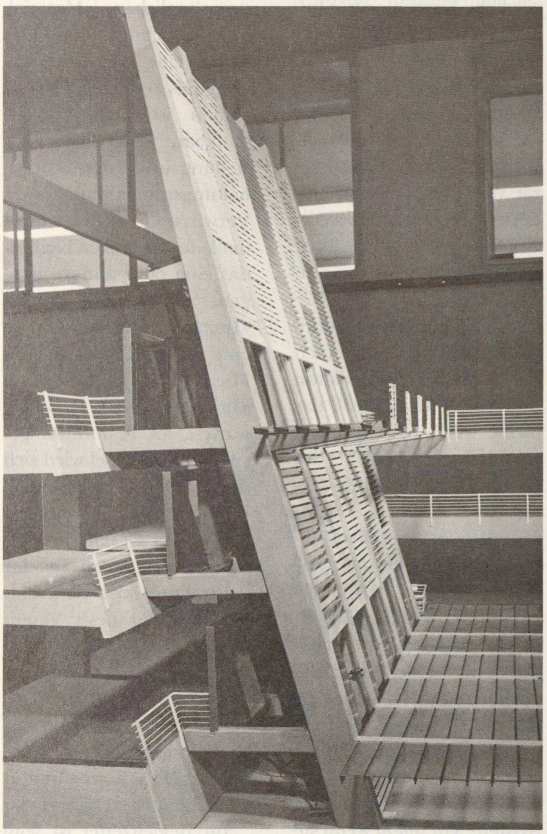
Dieses Jahr waren neu zwei Preise zu gewinnen, je einer in der Abteilung für visuelle Kommunikation und in jener für Raum- und Produktgestaltung. André Aebi aus der Weiterbildungsklasse für visuelle Gestaltung gewann mit einer Arbeit, das ein Brecht-Stück des Theaters am Neumarkt umsetzte, den einen, Christoph Hefti aus der Fachklasse für Textilgestaltung mit einem südenglischen Badestrandthema den andern Preis.

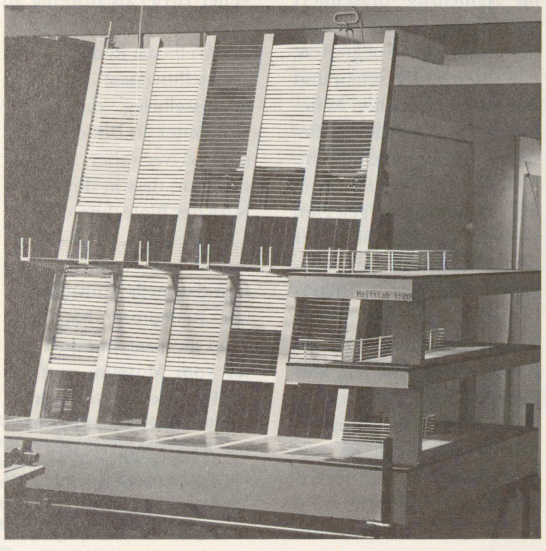
Neben dem Förderungspreis gibt es auch die Einrichtung der lobenden Erwähnung. Zu dieser Ehre, nicht aber zu Geld kamen: aus der Fachklasse für Fotografie Nadja Athanasiou und Peter Lüem, von den visuellen Gestaltern Roland Fischbacher, von den Innenarchitekten und Produktgestaltern Patrik Hirzel und von der Weiterbildungsklasse für Schmuck und Gerät Cécile Brunner.

Der Jury gehören an: Hansjörg Budliger, Christian Jaquet, Bern; Ulrike Jehle, Basel; Marie-Louise Lienhard, Zürich; Rosmarie Lippuner, Lausanne; Benedikt Loderer, Zürich; Benno Zehnder, Luzern.

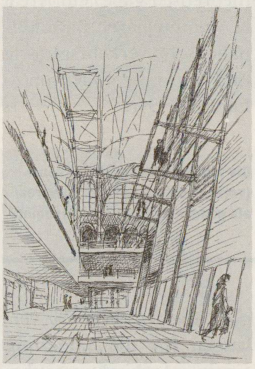
DAVID STIER

BILD: YVONNE GRISS





ZEICHNUNG: PATRIK HIRZEL



«Spatenstich» heisst das Projekt von Patrik Hirzel. Er will mit einer in die leere Zürcher Bahnhofhalle gestellten Liftgruppe die beiden Untergeschosse erschliessen. Ein System von Lamellen zeigt an, wo sich welcher Lift befindet.

FINGERZEIG

Zürich bleibt Zürich

Ich gehe wieder einmal über den Heimplatz in Zürich. Pfauenplatz. Kunsthausplatz. Schauspielhausplatz. 25 Jahre lang bin ich ungefähr 7 Monate jeweils da durchgelaufen. Zweimal mindestens pro Tag: Wohnung–Atelier und manchmal zurück.

Jetzt, nach drei Jahren, wieder dieser Weg. Welch ein «Platz», welche Schande für diese auch meine Stadt. Herr Heim hinter dem Pissoir ist in der Zwischenzeit übermeisselt worden. Das Grün (trotz Einhagung) darum herum zu einer Hundewiese verkommen. Ein Grünflächelein eingeklemmt zwischen Bus- und Tramhaltestelle. Hinterhofromantik. – Wie war das doch mal? Internationaler Wettbewerb. International war die Jury. Herr Utzon hat obenauf geschwungen. Schwingfest, nordostschweizerisches. Ein Büro wurde flugs eingerichtet im Hochbauamt der Stadt. Mit Fernsicht. Um das Ambiente einzufangen. Wie viele Leute da gearbeitet haben, weiss ich nicht. Nichts ist daraus geworden.

Schauspielhausplatz. Kunsthausplatz. Ein Gärtlein, ein Plätzlein. Ein entsetzlicher Anbau an das alte Kunsthausgebäude bestimmte neue Massstäbe: Lipchi wurde erhöht auf Bau – Beton – Zylinder. Ruhe vor dem Sturm. Der Platz darum herum mit hellen Castione-Steinplatten ausgelegt. Calder wurde zur Dekoration montiert. Marino Marinis Pferd-Reiterskulptur nach hinten verpflanzt. Er lebt ja schliesslich nicht mehr. Henry Moore auch nicht mehr. Der Sockel dieser Bronzeskulptur spottet jedem Proportionsverständnis.

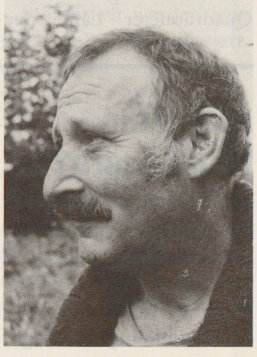
Doch dann: neue Bestückung des Verkaufsladenbehüters des Kulturunternehmertums: Skulptur Robert Müller wird montiert. – Castione-Platz gehört schliesslich zum privaten Bereich des Kunsthauses. (Ja nicht parkieren, Hauswart hat Vollmachten. Vielleicht ein Car aus dem Schwarzwald, Besucher.)

Eine wunderschöne Skulptur im Modell, leider konzipiert für einen anderen Ort und im Material Kunststoff. Nie in Zement gedacht. Aber durchgestiert: Kunsthausplatz als vergrösserter Zwerglgarten von Salzburg. – Architekten: Macht doch was! Es fehlen noch viele Zwerge.

Das vielgepriesene Schauspielhaus am gleichen Platz wurde auch erneuert. Architektonischer Abschluss des «Platzes».

Das Geschäft mit dem Quereingang wurde geschlossen. (Dieser Eingang war die Öffnung zum Quartier Hottingen.) Natürlich ist dieser Eckpfeiler einer Bank anvertraut worden. Ach ja – Zürich bleibt Zürich. Klein und fein. Vor 10 Jahren, bei einer Umfrage über Platzgestaltung mit Projektion auf den vorzüglichen Platz von Siene, antworteten die Architekten SIA/BSA/FSA/GSMBA/STV/SWB wie folgt: 30% waren schon da, 30% hatten schon davon gehört, 30% noch nie. Die restlichen 10% haben gelallt.

PETER MEISTER



Peter Meister ist Bildhauer und lebt in Zürich.